



JOE R.
LANSDALE

DER
TEUFELS-
KEILER

SHAYOL

Joe R. Lansdale
Der Teufelskeiler

SHAYOL

Joe R. Lansdale

Der Teufelskeiler

Roman

Deutsch von Richard Betzenbichler

Illustriert von Henning Ahlers

LESEPROBE

SHAYOL

»The Boar«

Die Originalausgabe ist 1998 bei Subterranean Press erschienen.

Dieses Buch wurde gefördert von
HAMMETT KRIMIBUCHHANDLUNG
Christian Koch
www.hammett-krimis.de

Joe R. Lansdale: Der Teufelskeiler
Erste Auflage: Dezember 2008

Text © 2008 by Joe R. Lansdale
Übersetzung © 2008 by Richard Betzenbichler
Illustrationen © 2008 by Henning Ahlers
© dieser Ausgabe: SHAYOL Verlag, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Titelbild: Henning Ahlers
Umschlaggestaltung: Hardy Kettlitz & Henning Ahlers
Lektorat: Hannes Riffel
Satz: Hardy Kettlitz
Korrektur: Heinz Scheffelmeier
Herstellung: Ronald Hoppe
Druck: DZA Druckerei zu Altenburg GmbH

SHAYOL Verlag
Bergmannstraße 25
10961 Berlin
E-Mail: shayol@epilog.de
Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN: 978-3-926126-84-9

∞ TEIL 1 ∞

EINS

Was ich hier erzähle, geschah im Sommer 1933 in den Auwäldern des Sabine River in Osttexas. Wer sich noch daran erinnert, nennt es das »Jahr des Teufelskeilers«.

Es war auch das Jahr, in dem Richard Harold Dale im nicht allzu reifen Alter von fünfzehn zum Mann wurde.

Ich weiß das, weil ich mich an dieses Jahr und an den Teufelskeiler vermutlich besser erinnere als jeder andere. Und das aus gutem Grund. Ich bin Richard Harold Dale, und die Narben sind immer noch zu sehen.

Die Zeiten waren hart damals. Sehr hart. Die Depression nahm kein Ende, und es war äußerst mühsam, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Vermutlich hatten Leute wie wir, die auf dem Land und in den Flußauen lebten, es in vielerlei Hinsicht besser erwischt als die feinen Pinkel in der Stadt. Wir waren immer arm gewesen, und deshalb traf es uns, als die Zeiten schlechter wurden, nicht ganz so hart wie diejenigen, die feste Anstellungen hatten und diese verloren. Unsere Familie lebte ganz gut von dem, was uns der Boden gab, und hatte das immer getan. Was wir zum Essen brauchten, bauten wir an, was übrig blieb, verkauften wir.

Der Verkauf war in den 30ern unser Hauptproblem. Es sprang nicht viel dabei heraus. Die Leute hatten einfach kein Geld mehr.

Allerdings war 1933 auch für unsere Feldfrüchte kein gutes Jahr. Was nicht in der Hitze verdorrte, fraßen die Insekten. Es war, als hätte sich beim Ungeziefer auf der ganzen Welt herumgesprochen, dass es auf unseren Feldern eine kostenlose Mahlzeit gab. Alle sollten überkommen, gleich noch einen Freund mitbringen, sich ein Weilchen niederlassen und so viel fressen, wie sie nur konnten.

Und das taten sie auch. Sie fraßen und fraßen und fraßen.

Was übrig blieb, reichte gerade so, um über die Runden zu kommen. Und wenn etwas zu widerstandsfähig gegen die Hitze und zu ungenießbar für das Ungeziefer war, dann kann man sich vorstellen, dass wir davon auch nicht allzu begeistert waren. Aber es war besser als ein leerer Bauch.

Unseren Fleischbedarf mussten wir mit Jagen und Fischen decken. Die Wälder lieferten uns Eichhörnchen, Waschbären, Kaninchen und Opossums. Der Sabine River versorgte uns mit Fluss- und Wolfsbarschen, Welsen, Flusskrebse und gelegentlich mit einer Schildkröte. Mit anderen Worten: Wenn etwas essbar war, aßen wir es.

Früher hatten wir mal ein oder zwei Schweine gehalten, in jenem Jahr allerdings nicht. Es gab einfach nicht genug, um eins mit durchzufüttern. Zeug, das wir noch im Jahr davor den Schweinen zum Fraß vorgeworfen hatten, aßen wir nun selbst. Wir hatten uns sogar einigermaßen davon überzeugt, wie toll es schmeckte.

Zu jeder Mahlzeit Essen auf den Tisch zu bringen, hielt die ganze Familie – das waren Mama, und die war schwanger, Papa, Ike, mein kleiner Bruder, und ich – von morgens bis abends auf Trab. So ging es fast allen. Es gab sogar einen alten Witz darüber, der ungefähr so ging: Ein Mann schaut aus dem Fenster und sagt: »Ma, die Zeiten werden wohl besser.« Und die Frau fragt: »Wie kommst du denn darauf, Pa?« Und der Mann antwortet: »Heute morgen ist nur ein einziger Mann draußen auf Karnickeljagd.«

Wenn ich ehrlich bin, muss ich sagen, dass ich jene Tage keineswegs als schlechte Zeit in Erinnerung habe. Geschäftig vielleicht, aber nicht schlecht. Ich war jung und hatte die ganzen Flusswälder von Osttexas vor der Haustür. Ich las nicht nur von Abenteuern, wie sie Tom Sawyer und Huck Finn erlebten, ich erlebte selber welche. Unser Haus steht heute nicht mehr, aber damals wohnten wir tief in den Auen am Ende eines schmalen, von Furchen überzogenen Feldwegs ungefähr eine halbe Meile von einer Stelle entfernt, wo der Fluss sehr seicht war. Wenn jemand den Weg entlangfuhr, dann entweder, um uns zu besuchen, oder um bei uns zu halten und um Erlaubnis zu fragen, ob sie den Wagen oder das Fuhrwerk bei uns abstellen und fischen gehen dürften. Papa ließ sie immer. Wie er zu sagen pflegte: »Der Fluss gehört nicht uns. Da gibt es nichts zu erlauben. Das Wasser, auf das du heute Anspruch erhebst, ist morgen schon drunten in Louisiana.«

Nachdem jeder, der den Weg heraufkam, bei uns halten musste, waren wir immer ganz begeistert, wenn wir ein Auto oder Fuhrwerk hörten. Da wir so weit draußen

wohnten, kamen wir nicht regelmäßig in die Stadt, und da wir damals auch kein Radio hatten, war uns jeder, der uns Klatsch oder Neuigkeiten brachte, allzeit willkommen.

Und wenn ich an das Jahr 1933 zurückdenke, erinnere ich mich als Erstes tatsächlich immer an Doc Travis und seinen lauten Ford Model B.

Das, was er mir an jenem Tag mitbrachte, und die Neuigkeiten, die er uns erzählte, veränderten mein Leben von Grund auf.

ZWEI

Papa, Ike und ich waren draußen und hackten Holz. Papa schnitt einige der größeren Stämme auf die richtige Länge zu, und ich verarbeitete mit Hilfe eines Beils das kleinere Zeug zu Anmachholz. Ike sammelte alles auf und stapelte es auf getrennten Haufen.

Ike war zehn Jahre alt, hielt sich aber schon für mächtig erwachsen. Tatsächlich wirkte er meistens auch älter. Er hatte echt Mumm und war stur wie ein Ziegenbock. Einige der Holzstücke, die Papa spaltete, waren immer noch annähernd so groß wie Ike, auch wenn sie schon halbiert waren, aber er kämpfte mit ihnen, bis sie auf dem richtigen Platz lagen, als wären sie Feinde, die er niederringen müsste. Aufgeben kam nicht in Frage, eher wäre er gestorben.

Mama sagte immer, Ike sei der geborene Denker, und ich glaube, das war er auch. Er sagte nur selten etwas, außer er hatte etwas zu sagen.

Ich hingegen plapperte den lieben langen Tag vor mich hin, über alles und nichts. Hin und wieder, wenn ich gerade so richtig in Schwung war, sah Papa zu mir herüber und sagte: »Mach mal 'ne Pause, Junge.«

Das brachte mich eine Weile zum Schweigen, aber

es dauerte nicht lange, und ich legte wieder los. Meine Lippen bewegten sich schneller, als ein Kolibri mit den Flügeln schlagen kann. Reden mochte ich mehr als alles andere, außer Lesen.

Wir besaßen nicht viele Bücher. Die Bibel, *Moby Dick* von Herman Melville, *Der Ruf der Wildnis* und einen Band Kurzgeschichten von Jack London, *Shakespeares gesammelte Werke*, *Kiplings gesammelte Werke*, *Huckleberry Finn* und *Tom Sawyer* von Mark Twain und mein absolutes Lieblingsbuch, *Die Prinzessin vom Mars* von Edgar Rice Burroughs. (Es machte mich immer ganz wütend, dass jemand seinem Sohn den Mittelnamen Rice, also Reis, gegeben hatte. Ich fragte mich, ob er Geschwister mit den Mittelnamen Hafer, Weizen, Mais und Gerste hatte.) Außerdem hatten wir ein Buch über Anlage und Pflege von Blumengärten.

Jedes dieser Bücher – einschließlich dasjenige über Blumengärten – hatte ich mindestens ein halbes Dutzend Mal gelesen. Und das war ein weiterer Grund, weshalb ich mich auf Doc Travis freute. Er brachte mir nämlich oft eine oder zwei Zeitschriften mit. Normalerweise *The Saturday Evening Post* oder *Colliers*, aber was es auch war, irgendwann hatte ich sie so oft gelesen und die Seiten so oft umgeblättert, dass sie weich wie Seidenpapier waren. Und das war wahrscheinlich auch der Grund, warum sie letztlich draußen im Klohäuschen endeten.

Aber auch wenn ich sie von vorne bis hinten gelesen und halb auswendig gelernt hatte, sah ich sie nur sehr ungern verschwinden. Doch in unserer kleinen Hütte hatten wir einfach nicht genug Platz, dass ich mich zu einem Zeitschriftensammler hätte entwickeln können.



Jetzt fange ich schon wieder an, plappere drauflos wie ein Eichhörnchen zur Paarungszeit. Um wieder auf das eigentliche Thema zurückzukommen: Wir arbeiteten also draußen bei den Holzstapeln, als die Hunde plötzlich zu bellen anfangen und wir Doc Travis' Auto den Weg heraufhusten hörten.

Wir wußten gleich, dass er es war. Sein Ford machte einen Lärm, der keinem anderen ähnelte. Ich hatte immer den Eindruck, er müßte jede Minute in die Luft fliegen und seine Teile über Osttexas und Nordwestlouisiana verstreuen.

Papa und ich hatten kaum unsere Werkzeuge hingelegt und Ike den letzten Klotz auf seinen Platz gewuchtet, da kam Doc Travis schon um die Kurve. Der Ford klapperte und stotterte.

Doc Travis parkte im Hof und stieg aus, und die Hunde sprangen um ihn herum wie Flöhe auf der Suche nach einem warmen Plätzchen. Wie üblich trug er seinen staubbedeckten, schwarzen Hut und Anzug und sein weißes Hemd, das gar nicht mehr richtig weiß war. Vom Schweiß und Staub und vielen Waschen mit Seifenlauge hatte es eine Farbe angenommen, die irgendwo zwischen schmutzigem Schneematsch und verdorbenem Eidotter lag.

Papa klopfte sich die Hände an seinem Overall sauber und ging hinüber, um Doc Travis zu begrüßen. Sie schüttelten sich lange die Hände.

»Wie geht's dir denn, Leonard?«, fragte Doc Travis.

»Kann nicht klagen, kann wirklich nicht klagen«, antwortete Papa.

»Gut. Das freut mich.« Doc Travis wandte sich an Ike und mich. »Und euch Jungs geht's auch nicht schlecht, so wie ihr ins Kraut schießt.«

Mama kam zur Tür und rief: »Na, kommt da etwa dieser alte Schmarotzer wieder zu Besuch?« Sie lächelte, und Doc Travis lächelte zurück.

»Guten Morgen, Beth«, sagte er. »Freut mich, dass du immer noch merkst, wenn ein Mann ein Frühstück nötig hat.«

Mama nahm ihre alte, graue Schürze ab, strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn und sagte: »Komm ins Haus und iss was, du alter Knochenflicker, sonst hetz ich dir die Hunde auf den Hals, und du weißt ja, was das für Bestien sind.«

Zwei der Hunde waren schon wieder unter dem Haus verschwunden, und der dritte, ein Welpen namens Roger, leckte Doc Travis' Schuhe sauberer, als es ein Schuhputzjunge mit Bürste und Lappen hingekriegt hätte.

»Tja«, sagte Doc Travis, »nachdem du mir jetzt einen ordentlichen Schrecken eingejagt hast, glaube ich wirklich, mir bleibt gar nichts anderes übrig.«

Mama lächelte noch breiter. »Dann kommt mal alle rein.«

Und wir folgten ihr ins Haus.

DREI

Nachdem Doc Travis gegessen hatte, schenkte Mama uns allen Kaffee ein. Doc Travis trank einen Schluck, drehte sich dann zu Mama und fragte: »Wie geht's denn der jungen Mutter?«

Mama tätschelte ihren schon leicht rundlichen Bauch und lächelte. »Mir geht's gut.«

Das Baby war der Hauptgrund, warum Doc Travis so häufig vorbeikam. Im Jahr davor hatte Mama eins verloren, und jetzt, wo sie wieder schwanger war, schaute er regelmäßig nach ihr. Bis jetzt war alles in Ordnung, aber Doc Travis hatte uns ermahnt, Acht zu geben, dass sie sich nicht allzu sehr anstrenge oder überarbeitete, weil sie seitdem leicht zu Fehlgeburten neige.

Aber auch schon vor dem Baby hatte Doc Travis uns regelmäßig besucht. Ganz zweifellos genoss er unsere Gesellschaft. Mama hatte mir mal gesagt, wir würden ihm vermutlich, zusammen mit rund einem Dutzend anderer, die Familie ersetzen, die er selbst nicht hatte.

Doc Travis trank seinen Kaffee aus und schnippte plötzlich mit den Fingern. »Beinahe hätte ich's vergessen«, sagte er. »Richard, Ike, draußen im Auto habe ich

was für euch beide, und für dich, Richard, habe ich auch ein paar Zeitschriften dabei.«

Ike und ich hätten uns beinahe gegenseitig niederge trampelt, als wir aus der Tür stürmten. Das Geschenk war eine Tüte Pfefferminzbonbons. Bonbons bekamen wir so selten, dass wir immer möglichst lange was davon haben wollten. Deshalb genehmigten wir uns nie mehr als eins pro Tag. Diese Tüte würde uns eine Weile reichen.

Die Zeitschriften waren diesmal was ganz Besonderes. Nicht die Dinger, die er sonst immer mitbrachte – *The Saturday Evening Post*, Magazine von der Sonntagschule –, diese hier waren dick, auf billigem Papier gedruckt und hatten grellbunte Titelbilder. So was hatte ich schon am Kiosk gesehen, und die Bilder hatten mich magnetisch angezogen. Allerdings hatte ich Papa nie gebeten, mir eins zu kaufen. Ich wusste, es würde ihm das Herz brechen, dass wir uns das nicht leisten konnten.

Die Tüte mit den Bonbons gab ich Ike. Ich selbst hielt in jeder Hand eins der Magazine. Das eine hieß *Dime Detective*, und auf dem Bild war ein Mann mit braunem Anzug und Hut und einer Waffe in der Hand zu sehen. Das andere hieß *Black Mask* und enthielt ebenfalls Kriminalgeschichten. Das Titelbild ähnelte sehr dem des *Dime Detective*, ein Mann mit einer Waffe.

Als ich damit ins Haus kam und Mama sie sah, verzog sie gleich das Gesicht. »Bist du sicher, dass das für einen Jungen der richtige Lesestoff ist?«, fragte sie Doc Travis.

»Für einen Jungen gibt's auf der ganzen Welt nichts Besseres zu lesen.«

Ike und ich bedankten uns bei Doc Travis. Mama legte die Bonbontüte aufs Regal und sagte, wir könnten später

eins haben. Ich setzte mich ans Fenster und legte die Heftchen auf den Schoß. Ich wollte gerade eins aufschlagen, als Doc Travis etwas sagte, das uns alle aufhorchen ließ.

»Leonard, ich weiß gar nicht, ob ich es dir erzählen soll, denn wenn du verletzt wirst, mache ich mir sicher Vorwürfe, aber an diesem Wochenende ist in Tyler Jahrmarkt. Ich muss ohnehin in die Richtung und nach meiner Tante sehen. Wenn du vorhast rüberzufahren, kannst du gerne mitkommen.«

Mama wurde blass.

Papa nickte. »Danke, Doc, das Angebot nehme ich gerne an.«

Ich blickte zu Ike hinüber. Falls er irgendwas dachte, sah man es ihm nicht an. Der Junge hätte selbst dem Teufel beim Pokern Schwanz, Hufe und Hörner abgeblufft.

Dass Mama sich wegen des Jahrmarkts Sorgen machte, war nicht schwer zu verstehen. Papa fuhr zum Ringen hin. Er war nicht groß, aber kräftig, breitschultrig und drahtig. Über die Jahre hinweg hatte er sich in unserer Gegend einen ziemlichen Ruf erworben. Die Preisgelder für diese Kämpfe waren normalerweise ganz hübsche Sümmchen. Irgendwas zwischen fünfzig und zweihundert Dollar. Natürlich nur, wenn man gewann. Das heißt, ein Abend Ringen konnte mehr bringen als ein ganzes Jahr Arbeit auf dem Feld.

Allerdings artete das Ganze meist in eine wilde Keilerei aus, und das war es, was Mama Angst machte. Man wusste nie, ob Papa nicht mit einer gebrochenen Rippe, einem kaputten Bein oder Schlimmerem heimkommen würde. Die Leute nannten das, was Papa tat, zwar Ringen, dieser Begriff ist aber irreführend. Im Prinzip war es eine Schlägerei.

Die Regeln waren, um es vorsichtig auszudrücken, dehnbar. Nicht selten setzte es fiese Schläge, Kopfstöße und Fußtritte. So ziemlich das Einzige, was die Grenzen des Zulässigen überschritt, waren Augenausdrücken und Schläge unter die Gürtellinie. Aber nach allem, was ich so gehört habe, schlich sich hin und wieder auch davon eine ganze Menge ein.

Ich glaube, Papa war stolz darauf, dass er ein guter Kämpfer war, gleichzeitig aber schämte er sich auch ein wenig dafür. Ich habe mal gehört, wie er zu Mama gesagt hat, er komme sich vor wie einer dieser römischen Gladiatoren, die gegeneinander kämpften, weil die Menge sehen wollte, wie Blut floss.

Vermutlich hatte er also gemischte Gefühle. Eines aber stand fest: Er ließ uns nie mitkommen und zuschauen. Dabei wäre ich wirklich gern einmal mitgefahren. Da hätte es bestimmt was zu sehen gegeben.

Üblicherweise lief das so, dass der Jahrmarkt seinen eigenen Mann hatte. Ein gut genährtes, erfahrenes Raubein, das gegen alle antrat, die sich trauten. Das lockte die Leute an, die einen Nickel pro Kopf Eintritt zahlen mussten. Das Antrittsgeld für den Ringkampf betrug einen Vierteldollar. Ein Einheimischer hatte in der Regel keine Chance gegen den Profiringer, und wenn der Jahrmarkt ein paar Tage später weiterzog, war er gewöhnlich einen Haufen Nickel und eine Handvoll Vierteldollarstücke reicher.

Papa hingegen sorgte dafür, dass mehr als ein Jahrmarkt ohne Preisgeld, dafür mit Groll auf seinen Preisringer weiterziehen musste.

Mama zuliebe wurde das Thema rasch fallen gelassen. Der Doc sagte: »Habt ihr gehört, was mit Herman Halls preisgekröntem Jagdhund passiert ist?«

»Mit Red?«, fragte Papa. Die Hälfte aller Jagdhunde in Osttexas hieß Red, aber Herman Halls Red war was Besonderes. Er galt allgemein als bester Waschbärhund weit und breit.

»Den Hund hat's erwischt«, fuhr Doc Travis fort. »Er war hinter einem Waschbär her und kreuzte die Fährte eines wilden Keilers. Und ich rede hier nicht von verwilderten Hausschweinen, sondern von einem großen, wie es sie früher gegeben hat.«

»Ich habe mir schon gedacht, dass davon immer noch ein paar rumlaufen«, sagte Papa, »aber seit fünf oder sechs Jahren habe ich von keinem mehr gehört.«

»Red kreuzte jedenfalls neulich abends die Fährte von diesem Vieh und folgte ihr. Herman sagt, er und seine Jungs hätten den Eber nicht gesehen – zumindest nicht richtig. Umso besser haben sie dafür Red gesehen, wie er zwei Meter in die Luft geworfen wurde. Danach brach eine riesige Gestalt durchs Unterholz. Sie war so groß, dass Herman sie erst für einen Schwarzbär hielt, aber als sie dann Red fanden, war der richtig aufgeschlitzt, zerfetzt wie eine nasse Zeitung. Sie leuchteten mit den Laternen den Boden ab und sahen sich die Spuren an. So groß wie eine Menschenhand, sagt Herman. Und tief. Den Spuren und Reds Verletzungen nach zu urteilen, muss der Keiler über vierhundert Pfund gewogen haben, mit Hauern so groß und scharf wie Dolche.«

»Für ein Wildschwein wäre das ja wahnsinnig groß«, sagte Papa.

»Ja«, stimmte Doc Travis zu, »aber du kennst ja Herman.«

Doc Travis brauchte das nicht näher zu erklären. Herman Hall war einer der besten Jäger im County. Er kannte

die Wälder, und er kannte die Tiere. Und er war nicht dafür bekannt, dass er zu Übertreibungen neigte, nicht mal ein bisschen. Er war ehrlich wie die Schlinge eines Henkers. Wenn er sagte, etwas sei so und so, konnte man sich ziemlich sicher darauf verlassen, dass es tatsächlich so war. Mr. Hall konnte auch mal danebenliegen, aber nicht absichtlich.

»Manche Leute behaupten, das ist der Keiler, der früher schon mal hier war. Vor fünf, sechs Jahren. Von dem du vorher gesprochen hast. Sie sagen, er sei zurückgekommen.«

»Old Satan?«

»Genau. Man nannte ihn damals auch den Teufelskeiler.«

»Wenn ich mich richtig erinnere«, sagte Papa, »hieß es auch damals schon, das Schwein sei wieder zurückgekehrt. Das wäre dann jetzt das dritte Mal. Dann müsste Old Satan jetzt ja ungefähr fünfzehn bis zwanzig Jahre alt sein.«

»Ich habe schon gehört, dass manche Schweine so alt werden«, sagte Doc Travis.

»In freier Wildbahn?«

»Wer weiß schon, wie lange manche von ihnen leben. Für die schmeißt ja kein Mensch Geburtstagsfeiern.«

Papa lachte. »Vielleicht sollten wir Old Satan einen Kuchen backen und ein paar Geschenke kaufen. Vielleicht verschwindet er dann.«

»Du immer mit deinen Witzen«, sagte Mama und gab ihm spielerisch einen Klaps auf die Schulter.

»Na ja, wenn es tatsächlich derselbe Keiler ist, könnte es recht garstig werden. Letztes Mal hat er eine Menge Ackerland umgegraben, Hühner und kleinere Rinder

umgebracht und sogar das Maultier vom alten Jack Jeffers gefällt wie einen Baum, hat ihm einfach die Beine durchgesägt. Und dann hat er noch diesen alten Farbigen übel zugerichtet.«

»Pharaoh«, sagte Papa. »Der wohnt auf der anderen Seite des Flusses. War bis dahin der beste Jäger der ganzen Gegend. Es gab nichts, was er nicht gejagt hätte. Bären, Wildkatzen, was du willst. Der hat überall in den Vereinigten Staaten gejagt, aber dieser Keiler, der hat ihn erwischt.«

»Er kann von Glück sagen, dass er noch lebt. Ich habe ihn damals behandelt. Für seine Beine konnte ich nicht mehr tun, als sie zusammenzunähen. Die waren völlig zerfetzt, alle Muskeln und Nerven kaputt.«

»Das war vielleicht ein Jäger«, sagte Papa wehmütig.

»Ist er nicht angeblich hundertfünfzig Jahre alt?«, fragte Doc Travis.

»Heißt es jedenfalls«, antwortete Papa.

»Eines ist gewiss«, sagte Mama, »er hat meinen Papa gekannt, als der ein kleiner Junge war, und den Papa meines Papas, als der noch jung war. Er ist also mit Sicherheit alt. Er hat mindestens einen Sohn, der selbst schon achtzig ist.«

»Tja, wenn du glaubst, dass Pharaoh hundertfünfzig Jahre alt ist, dann glaubst du wahrscheinlich auch die Geschichte, die sie über Old Satan erzählen. Dass er ein indianischer Dämon ist oder der Teufel selbst in anderer Gestalt.«

»Dieses Altweibermärchen?«, sagte Papa.

»Da gibt es welche, die behaupten, es sei ein alter Mediziner der Caddoindianer, der sich an den Weißen rächen will, in Gestalt eines wilden Ebers, den man nicht

mit Waffen, sondern nur durch Zauberei töten kann. Dann gibt's einige mit einer Schwäche für die Geschichte mit dem Teufel. Ein paar Hinterwäldlerpfarrern gefällt diese Version besonders gut. Sie behaupten, der Teufel wäre losgelassen worden, weil die Leute nicht mehr an Gott glauben. Weil sie nicht regelmäßig in die Kirche gehen und so weiter.«

»Sogar Pfarrer – ganz besonders Pfarrer – kommen manchmal auf verdammt komische Ideen«, sagte Papa.

Danach drehte sich die Unterhaltung um andere Themen, das Wetter, die schlechten Zeiten. Ich räumte meine Magazine weg, dann gingen Ike und ich nach draußen, um unsere Arbeit fertig zu machen.

VIER

Ungefähr eine Stunde später fuhr Doc Travis weiter, und Papa kam raus zum Holzstoß. Ike schickte er ins Haus, um Mama zu helfen, und wir gingen in die Scheune, um Clancy anzuspannen, weil wir das Unkraut aus den Mais- und Zuckerrohrfeldern auspflügen wollten.

Papa nahm die Zügel und klappte den Handpflug seitlich um. Dann zog ihn das Maultier auf die Felder hinaus. Unterwegs fing Papa an zu reden.

»Weißt du schon, was du später mal machen willst, Junge?«

Ich war sprachlos. Ich hatte immer den Eindruck, es sei längst klar, was ich mal machen würde. Auf unserer Farm weiterarbeiten. Anpflanzen, so viel ich konnte, und über die Runden kommen, so gut ich konnte. Genau wie Papa. Jetzt kam es mir zum ersten Mal in den Sinn, dass ich eine Wahl haben könnte, und dass ich, nachdem mir die Frage gestellt worden war, sogar eine Antwort darauf hatte.

»Ich möchte gern Geschichten schreiben«, sagte ich. Wie entfesselt schienen die Worte aus meinem Mund zu springen. Wahrscheinlich war dieser Gedanke schon einige Zeit in mir gereift, aber jetzt, nachdem mir Doc

Travis diese Zeitschriften mitgebracht und Papa mir die Frage geradeheraus gestellt hatte, schien die Zeit reif für einen Entschluss.

Papa rief »Brrr!«, drehte sich zu mir um und sah mich an. Mir war ganz flau im Magen aus Angst, dass ich die falsche Antwort auf seine Frage gegeben haben könnte.

»Wie bitte?«, sagte er.

Kurz überlegte ich, ob ich etwas anderes antworten sollte, aber ich fürchtete, er hatte mich sehr genau verstanden und wollte nur auf Nummer sicher gehen. »Ich würde gern Geschichten schreiben«, wiederholte ich. »So wie in den Magazinen, die Doc Travis mir mitgebracht hat.«

»Geschichten?«

»Ja, Sir.«

»Du willst dir Geschichten ausdenken und aufschreiben?«

»Ja, Sir.«

Einen Augenblick lang war Papa still und dachte nach. Ich fühlte mich mit meinem neu entdeckten Berufswunsch allmählich recht unbehaglich, und aus Papas Tonfall schloss ich, dass er sich für mich alles Mögliche vorgestellt hatte, aber Geschichten für Zeitschriften schreiben, zählte nicht dazu. Nach einer Weile sagte er: »Bekommt man da Geld dafür? Fürs Geschichten erfinden?«

An diesen Teil meiner neuen Karriere hatte ich noch keinen Gedanken verschwendet. Was, wenn man fürs Schreiben nicht bezahlt wurde? Was, wenn Geschichten nur von reichen Leuten geschrieben wurden, die nichts anderes zu tun hatten, als den lieben, langen Tag Geschichten zu schreiben und Bücher zu lesen? Ich meine, wer wurde schon dafür bezahlt, dass er Spaß

hatte? Die einzige Arbeit, die ich je kennen gelernt hatte, machte alles andere als Spaß. Und viel Geld sprang dabei auch nicht raus. Dafür hatte man aber immer was zu essen auf dem Tisch.

Tapfer sagte ich: »Ich glaube schon, Papa.«

Papa nickte. »Und warum willst du das tun? Geschichten schreiben?«

»Ich will es einfach. Ich habe das Gefühl, ich muss es tun.«

Und das stimmte auch. Je mehr ich darüber nachdachte und redete, desto entschlossener war ich, Schriftsteller zu werden. Der Gedanke war angenehm wie eine heiße Tasse Kaffee an einem kalten Morgen, die sich wohlig in deinem Magen ausbreitet.

Eigentlich hatte ich erwartet, dass Papa ein Wörtchen zur praktischen Umsetzbarkeit sagen würde, aber er überraschte mich. »Nun gut, mein Junge, wenn es das ist, was du tun willst, solltest du meiner Meinung nach allmählich lernen, wie man das macht. Als Erstes brauchst du wahrscheinlich mehr Unterricht, nachdem du ja einen Haufen Schulstunden verpasst hast.«

Das war nicht aus der Luft gegriffen. Ich hatte tatsächlich viel versäumt. Wir wohnten weit draußen, hatten kein Auto, und Papa brauchte meine Hilfe zu Hause. Da gab es nicht viele Gelegenheiten für mich, in die Stadt zur Schule zu kommen. Manchmal, wenn die Ernte eingefahren und sonst nicht viel los war, nahm ich unser Maultier und ritt los, um so viel vom Unterricht wie möglich mitzubekommen. Aber alles in allem war es nicht besonders viel.

»Ich weiß nicht, wie wir das schaffen sollen, Papa. Du und Mama, ihr braucht mich hier.«

Er ging nicht darauf ein. »Und brauchst du da nicht eine von diesen Maschinen zum Schreiben, die die Worte aufs Papier drücken?«

Daran hatte ich auch noch nicht gedacht. »Ja, Sir. Ich glaube schon.«

»Dann müsstest du lernen, damit umzugehen, vorausgesetzt, du hättest eine, oder nicht?«

»Doch, Sir.«

»Und natürlich brauchst du dann auch Papier und sonstiges Zubehör für diese Maschine.«

»Ja, Sir.«

»Du müsstest wissen, wie man es am besten anfängt, das, was du geschrieben hast, zu verkaufen.«

»Ja, Sir, das müsste ich vermutlich.« Allmählich dachte ich schon, Papa wolle mir nur vor Augen führen, wie viele Löcher mein Plan hatte, und mich wieder auf den Boden der Tatsachen zurückholen. Doch dann belehrte er mich eines Besseren.

»Wenn ich so darüber nachdenke, bin ich sicher, du könntest in deinen Magazinen Adressen finden, wo man Geschichten hinschicken kann. Allerdings solltest du im Auge behalten, dass sie vielleicht keine Geschichten von Leuten aus Texas kaufen. Vielleicht wird das ganze Zeugs ja von Yankees geschrieben, was der Himmel verhindern möge.«

»Von Leuten aus New York zum Beispiel?«, fragte ich.

»Könnte sein.«

Eine Zeit lang verharrten wir beide wie in stummer Faszination. Allein schon der Gedanke an New York! Wenn man ein Yankee sein musste, um Geschichten zu schreiben, hatte ich ein Problem. New York hätte genauso

gut Ägypten sein können. Die Wahrscheinlichkeit, da hinzukommen, war bei beiden gleich groß. Bis jetzt war ich noch nie weiter von zu Hause weg gewesen als bis in die Stadt, und die lag nur fünf Meilen entfernt.

»Nein«, sagte Papa schließlich, »ich kann mir nicht vorstellen, dass sie nur von Yankees was kaufen. Das wäre ja völlig unamerikanisch.«

Das leuchtete mir ein, also nickte ich. »Also, wenn du das machen willst ... Geschichten schreiben und so, dann liegt jetzt alles an dir. Irgendwie werde ich jedenfalls dafür sorgen, dass du deine Chance bekommst. Hörst du?«

»Ja, Sir.«

Schweigend sah er eine Zeit lang auf das Tiefland hinaus. Als er wieder mich anschaute, lag ein Lächeln in seinem Blick. »Ich sage dir jetzt, was ich davon halte, aber das bleibt unter uns, klar?«

»Ja, Sir.«

»Kein Wort zu niemand. Nicht zu Mama. Nicht zu Ike.«

»Kein Wort«, versprach ich.

»Nun gut, Junge, ich denke, wenn wir heuer eine gute Ernte haben, oder wenn ich bei den Ringkämpfen richtig Geld verdiene, dann kaufe ich uns ein Auto. Damit kannst du dann leichter und schneller zur Schule fahren, und du bist immer noch rechtzeitig wieder daheim, um Ike und mir bei der Arbeit zu helfen.«

Der Gedanke, ich könnte mit einem Auto in die Stadt und wieder zurück fahren, gefiel mir richtig gut, und der Gedanke an den Unterricht sogar noch mehr. »Das hört sich nach einer prima Idee an, Papa.«

»Allerdings.« Papa nickte, als wolle er sich selbst verpflichten.

Nachdem er eine Weile wieder auf das Flachland hinausgeblickt hatte, sagte er, ohne mich richtig anzusehen: »Ich will nicht, dass du dein Leben so mühsam fristen musst wie ich. Es spricht nichts gegen die Landwirtschaft, wenn es das ist, was du willst. Ich selbst wollte nie Farmer sein. Mach was aus dir, mein Junge. Egal, was. Wenn diese Schreiberei das ist, was du willst, werde ich dir dabei helfen. Ist das jetzt klar?«

»Ja, Sir.«

»Ike bekommt auch seine Chance, aber das eilt noch nicht. Für dich dagegen ist es höchste Zeit. Ich kenne nichts als harte Arbeit, aber ihr Jungs bekommt eure Chance, und wenn ich den alten Gottseibeius höchstpersönlich auf die Schultern legen muss.«

Endlich sah er mich wieder an. Sein Gesicht wirkte entspannt, er lächelte. »Na los, holen wir das Unkraut raus, bevor es zu heiß wird.«

Papa schnalzte mit der Zunge, und Clancy setzte sich in Bewegung. Auf dem Weg zu den Feldern fragte ich meinen Vater, ob er glaubte, dass Onkel Pharaoh tatsächlich hundertfünfzig Jahre alt war.

»Ich habe fast den Verdacht, dass es stimmt«, sagte er. »Ganz sicher lässt es sich nicht sagen, aber er ist länger auf der Welt als jeder andere in der Gegend. Er hat die Sklaverei noch miterlebt.«

»Ist Onkel Pharaos selbst ein Sklave gewesen?«

»Angeblich schon.«

»Ist er deswegen nicht sauer?«

»Anscheinend nicht. Aber ich bin sicher, dass er sich an diese Zeiten nicht gern zurückerinnert, wenn du weißt, was ich meine.«

»Ja, Sir, ich glaube schon.«

»Kein Mann, egal ob schwarz, weiß oder gepunktet, mag es, wenn er nach der Pfeife von jemand anderem tanzen muss. Ein Mann entscheidet lieber selbst, was er tut und wohin er geht.«

»War Onkel Pharao tatsächlich so ein guter Jäger, wie alle sagen?«

»Das war er.«

»Besser als Mr. Hall?«

»Ich will Herman nichts absprechen, er ist ein mächtig guter Jäger. Ein gutes Stück besser als ich jedenfalls. Aber ich denke, der alte Pharao war noch besser.«

Dann stellte ich ihm die Frage, die mir wirklich auf dem Herzen lag. »Papa, glaubst du, dass der Keiler, von dem Doc Travis erzählt hat, derselbe ist, den die Leute Old Satan nennen ... oder dass er ein indianischer Mediziner oder der Teufel sein könnte?«

Papa lachte so laut, dass sowohl ich als auch Clancy zusammenzuckten. »Kann schon sein, dass es derselbe Keiler ist. Durchaus möglich. Aber ich kann dir garantieren, dass es kein Dämon oder Teufel ist. Ein Wildschwein ist ein Wildschwein, Junge, sonst nichts.«

Na ja, in einer Hinsicht hatte Papa recht, in anderer lag er falsch.